

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1902

119 (28.5.1902) 2. Blatt

Badischer Beobachter.

Samstags-Beilage:
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt
„Sterne und Blumen“.

Anzeigen: Die sechspaltige Zeile oder deren Raum 20 Pfg.,
Reklamen 50 Pfg. Bei öfterer
Wiederholung entsprechender Rabatt.
Inserate nehmen außer der Expedi-
tion alle Annoncen-Bureaus an.

Redaktion und Expedition:
Mierstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

erschient täglich mit Ausnahme
Sonntags und Feiertags und kostet
in Karlsruhe in's Haus gebracht
vierteljährlich 2 M. 60 Pfg.
(monatlich 55 Pfg., wenn in
der Expedition oder in den Agen-
turen abgeholt), durch die Post
bezogen vierteljährlich 3 M.
25 Pfg., mit Postgebühren 3 M. 65 Pfg.

Bestellungen werden jederzeit
entgegengenommen.

Post-Zeitungs-Liste 798.

Telephon-Anschluß-Nr. 535.

Nr. 119. 2. Blatt.

Mittwoch, den 28. Mai

1902

Zur Tagesgeschichte.

Karlsruhe, 27. Mai.

Eine fürchterliche Anlage gegen die moderne Gesellschaft.

Bildet ein Aufsatz in der italienischen Zeitschrift „Antologia“, von welchem wir in Nr. 137 der „Frankfurter Zeitung“ einen Auszug finden. Der Verfasser N. Paolucci de Falcolli beschäftigt sich mit dem Mädchenhandel und enthält darüber geradezu haarsträubende Dinge, die der weiteren Öffentlichkeit bisher nicht bekannt waren, aber unbedingt bekannt werden müssen. So heißt auch das Thema ist, es muß dennoch — natürlich mit aller Vorsicht — in der Presse behandelt werden, um zu einer Eindämmung der geradezu ungeheuerlichen Zustände anzuregen, von welchen Paolucci den Schleier hinwegzieht. Die christliche Presse darf sich dieser Aufgabe nicht entziehen, umsoweniger, als nur vom christlichen Moralstandpunkte aus eine wirkliche Abhilfe der mehrheitlichen Verhältnisse möglich ist, die der wichtigsten modernen Kultur so wenig zur Ehre gereichen. Das größere Publikum ist, wie gesagt, von diesen Dingen nicht unterrichtet. Wohl liest man zuweilen in den Zeitungen eine Angabe, daß hier oder dort eine Bande von Mädchenhändlern entdeckt, das Depot einer Nippierin aufgedeckt sei. Aber man ist geneigt, dabei nur an vereinzelte Mißstände zu denken, die miteinander in keinem Zusammenhang stehen. Tatsächlich aber ist der moderne Mädchenhandel international organisiert, und zwar mit mindestens derselben Vollkommenheit und Raffinesse, wie der frühere Handel mit Negerklaven. Es gibt Vörsen, Stapelplätze, Agenten und feste Preislisten für denselben. Maßgebend für die Preisbestimmung ist namentlich die Nationalität, und wenn Paolucci recht unterrichtet ist, dann wären jüdische Mädchen am höchsten im Preise. Allerdings werden sich die Juden auf diese Art von Verwertung schwerlich etwas einbilden. Sie erklären sich übrigens z. B. dadurch, daß die Mädchenhändler selbst größtenteils Juden sind, und ebenso auch ihre — Abnehmer. Paolucci macht auf Warnungszeichen aufmerksam, die deshalb von einigen Rabbinern seit dem Jahre 1898 von Zeit zu Zeit an ihre Gemeinden erlassen werden. Wenn der Verfasser gegen den katholischen und protestantischen Sektens den Vorwurf erhebt, daß diese nicht ein Gleiches thun, so ist dieser Vorwurf zurückzuweisen. Der international organisierte Mädchenhandel, welchem ganz besonders auch der katholische Caritasverband sein Augenmerk zugewendet hat, scheint Paolucci unbekannt zu sein; sonst könnte er einen so ungerechten Vorwurf nicht erheben. Schlimmer erscheint eine andere, und zwar thätliche Anlage, die Paolucci gegen einen protestantischen Pastor erhebt, indem er behauptet, die Mädchenhändler hätten einen Pastor in Hamburg gefunden, der die jüdischen Mädchen käufe, um ihre Einschmuggelung in Rußland, wo bekanntlich die Einwanderung von Juden verboten ist, zu ermöglichen. Die protestantische kirchliche Oberbehörde in Hamburg wird nicht umhin können, mit dieser ungeheuerlichen Anlage, die wir einstweilen nicht glauben mögen, sich zu beschäftigen. Herr Paolucci wird den Namen des Pastors nennen müssen, der nach seiner Behauptung eine so schandvolle Schändung des ersten christlichen Sakramentes betreiben soll — im Dienste des jüdischen Mädchenhandels!

Paolucci stellt über die Preise, über die Zahl der Opfer, über ihre Herkunft und die größere oder geringere Beliebtheit der einzelnen Nationalitäten, über die Mittel und Wege, wodurch die Mädchenhändler die Behörden täuschen, Einzelheiten mit, die von dem Umfange dieser Gefahr einen geradezu schreckenerregenden Begriff geben und das Blut in den Adern gerinnen machen könnten. Wenn man z. B. liest, daß allein in Genua jährlich 1200 verkaufte Mädchen nach Südamerika gehen, daß italienische, französische und spanische Mädchen jährlich in Massen nach Nordafrika verschleppt werden, daß deutsche Mädchen in großer Zahl besonders nach Rußland, Belgien, Holland und Brasilien exportiert werden, so kann man sich eine Vorstellung von der Größe dieses schändlichen Handels machen. Natürlich wird den Opfern möglichst lange der gute Glaube gelassen, daß sie lediglich für irgend einen Beruf, als Dienstmädchen, Erziehertinnen, Arbeiterinnen u. s. w., engagiert seien. Ja, wenn sonst Alles vergeblich ist, „berathen“ die Agenten wohl auch die Mädchen zum Schein oder sogar gültig, um sie dann ins Ausland zu verschleppen zu den schimpflichsten Zwecken. Daran vergißt sich die Anwendung: Die größte Vorsicht bei allen Stellenangeboten nach dem Ausland oder nach Hafenplätzen! Möge ein Mädchen niemals ohne die sorgfältigste Grundung eine solche Stellung annehmen und gegen alle Agenten und Vermittlerinnen ein geheimes Mißtrauen hegen! In vielen Fällen wird der Seeliger rathen und helfen können an der Hand des Führers, den der Caritasverband für den Mädchenhandel herausgegeben hat. Dem Staate und der modernen Gesellschaft aber wird man kaum den Vorwurf erheben können, daß sie es an richtiger Energie gegen diese Mißstände haben und Verbilligung der Verwaltung nur durch vollständige Aufhebung der besonderen Direktion und Angliederung der Main-Neckarbahn-Gemeinschaft an die seit 1896 bestehende preussisch-hessische Eisenbahngemeinschaft herbeigeführt werden könne. Das Ergebnis der Verhandlungen der beteiligten Regierungen ist der nun vorliegende Staatsvertrag vom 11. Dezember 1901, der vom anderen Hause bereits angenommen wurde. Die Kommission ist mit der Regierung der Ansicht, daß der Vertrag seinem Zweck entspricht. Da außerdem in den Verhandlungen des anderen Hauses vom Herrn Staatsminister überzeugend nachgewiesen wurde, daß zu Befürchtungen wegen der Erhaltung unserer Selbständigkeit im Eisenbahnen keinerlei Anlaß gegeben, dieselbe vielmehr vollständig gewahrt ist, und da ferner der Herr Staatsminister bestimmt versprochen hat, die Wünsche der Deputierten der Main-Neckarbahn in wohlwollender Erwägung zu nehmen und auf die Verwirklichung ihrer Wünsche zu sein, stellt die Kommission den Antrag, die Kammer wolle dem Staatsvertrag ihre Zustimmung erteilen und gleichzeitig eine Petition der badischen Deputierten bei der Main-Neckarbahn um Wahrung ihrer Interessen bei der eventuellen Vereinigung mit einer anderen Staatsbahn für erledigt erklären.

Badischer Landtag.

1. Kammer.
Karlsruhe, 24. Mai.
13. Sitzung.
Präsident Prinz Karl eröffnet die Sitzung

nicht so harmlos wie ihn sein Betreff erscheinen läßt Baden will durch den Vertrag auf Hoheitsrechte zu Gunsten eines Anderen, wenn auch eines deutschen Partikularstaates, verzichten. Man hat in dem Vertrag nicht einmal eine Kündigungsfrist vorgesehen. Wenn wenigstens das vorbehalten worden wäre, dann könnte man der Probe zustimmen, die nun mit dem Vertrag gemacht werden soll. Wenn der Vertrag später von Baden als Nachteil erkannt wird, so wird der Vertrag fortbestehen müssen, weil man es unterlassen hat, das Ventil der Kündigungsfrist zu schließen. Man hat gesagt, daß der Vertrag keine politische Seite habe. Das trifft nicht zu, denn die Sache hat sehr ernste und wichtige politische Seiten. Wir thun mit dem Vertrag den ersten Schritt auf einer Bahn die so weit führen wird, daß unsere Vahnen unter preussischen Einfluß kommen. Der badische Teil der Main-Neckarbahn hat sich bisher auf 10 Prozent restituiert. Das ist doch im Hinblick auf unsere Eisenbahnrente keine schlechte Rente. Wir haben also keinen Grund gehabt, den Betrieb zu ändern und auch die Höhe des Betriebskoeffizienten bietet keinen Anlaß, unseren Teil der Main-Neckarbahn zu überlassen. Sobald man sagt, die Ausgaben der Main-Neckarbahn, die 70 Prozent betragen, seien zu hoch, schafft man selbst das Argument für den Grund, die badischen Vahnen aufzugeben, bei denen die Ausgaben noch höhere sind. Der Vertrag ist ein planmäßiger Schritt auf dem Wege, den Preußen seit Langem systematisch geht. Wenn man sieht, wie sich die Verhältnisse auch in anderen Staaten immer mehr geltend machen, die Vahnen unter preussischen Einfluß zu bringen, dann haben wir den Schlüssel zur Sache. Wir haben wohl ein Reichseisenbahnamt, dessen Einfluß ist aber ein geringer, da man eine Vereinheitlichung der deutschen Vahnen nicht will. Man will vielmehr auf anderen Wegen, ähnlich wie bei der Militärkonvention, es dahin bringen, daß an Preußen die Hoheitsrechte auf dem Gebiete der Vahnen abgetreten werden. Vorbereitungen sind hierzu überall im Gange. Auch im anderen Hause hat sich eine Stimme erhoben, die dem Vertrag die Deutung gab, daß er ein Schritt sei, der schließlich darauf hinauslaufe, unsere Vahnen dem Staate zu überlassen, dem jetzt die Main-Neckarbahn überlassen wird. Diese etwas voreilige Stimme wurde vom Parteivorstand sofort zur Ordnung gerufen, aber sie hatte doch vereinzelt Bravo. Wenn man sich die Verhältnisse in Hessen ansieht, so kann man nicht sagen, daß über die preussisch-hessische Gemeinschaft dort viel Freude herrscht. Es werden zahlreiche Klagen über die jetzigen Verhältnisse geführt. Wenn man die Gründe, die für den Vertrag angeführt sind, näher ansieht, so kann man sich des Eindruckes nicht entziehen, daß es nicht die wahren Gründe sind. Einen der Gründe, die zu der Vorlage des Vertrages geführt haben, ist nach meiner Meinung darin zu suchen, daß Preußen auf den Vertrag gedrängt hat. Wir hätten dem entgegenzutreten sollen, indem wir unseren Teil der Main-Neckarbahn selbst betrieben hätten. Und wenn man das nicht gewollt, hätte man die Verhältnisse lassen können, wie sie waren. Das war aber nicht der Zweck Preußens; Preußen will das Stück Main-Neckarbahn in die Hand bekommen, um Baden in die preussisch-hessische Gemeinschaft hineinzubringen, welches geöffnet wurde, und wieder zeigte man mir den Kopf des armen Best.

4. Der fette Wang.

Ein chinesisches Abenteuer. Von Charles Edwards.
Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen.
(Schluß.)

Die Chinesen stehen mich in einer Vorhalle, wo weitere Wochen meiner warten. Hier wurde ich fast eine Stunde lang mit feierlicher Verehrung betrachtet, während ich in meinem Geiste einen Plan nach dem andern erwogte. Schließlich schien es mir, daß ich nichts Besseres thun könnte, als zu sehen, was mit meinem medicinischen Kenntnissen anzurichten sei. Vielleicht war etwas durch meine Vorhersage einer mir eigenen Zauberei zu erreichen.

Mit jowiel Demuth, wie es mir ohne Vorübung in dieser Jugend möglich war, machte ich den Dienern des Wang meine Andeutungen. Ich war ein arbeitsames Ständchen, welchem in einem Traume der Auftrag zu Theil geworden, mich dem großen Wang zu Füßen zu werfen und ihm meinen Rath anzubieten, wie er mit Behagen die Unsterblichkeit als Lohn für seine heroischen Thaten genießen könnte. Mein eigenes Leben sei ein Nichts. Wenn es dem Wang beliebt, mich in einem Weiser zu zerstampfen und mich zum Pagen seiner Thürpfosten zu demüthen, so würde ich mich ganz zufrieden und glücklich fühlen. Alles, was ich wünsche, wäre das Glück, ihm ein wenig helfen zu können, den Boden Chinas von den fremden Teufeln vor der Stadt zu säubern.

Mein blumenreiches Geschwätz hatte nicht viel Wirkung; kurz bevor ich in das Audienzzimmer geschleppt wurde, kam eine der Leibwachen dicht an mich heran, und nachdem er mich eine Weile genau betrachtet hatte, mit einer Miene, als ob ich ihm einen schänderlichen Anblick böte, zog er mich an ein Fenster. Das Fenster ging auf einen offenen Hof hinaus, welcher zwischen den Gärten des Palastes und dem Palast lag. Eine Anzahl großer Drachen, wie sie in China bei Volksfestlichkeiten nach Art unserer Luftballons verwendet werden, waren dort nun angebunden, und ein Monstrum von einem gelben Drachen, der aussehend, als könnte er ein Pferd aufheben, zog mit bemerkenswerther Kraft an seinem Seil. Ich vermutete, daß der Tag zu Ehren einer der Vorarbeiten des Wang heilig gehalten und fröhlich gefeiert werden sollte, und daß ein vogelartiger Luftschiffer mit der zweifelhafte Aussicht, mit gebundenen Gliedern herabzufliegen, sich von dem großen Drachen werde durch die Luft tragen lassen.

Doch nicht um mir die Drachen zu zeigen hatte man mich an das Fenster gebracht. An einer Veranda eines der Holzgebäude hing ein Korb. Ich kannte diese Methode. Der Mann wies darauf hin, indem er seinen Athem verächtlich durch die Nasenlöcher blies. Als ich gespannt nach der angegebenen Richtung blickte, holte er herbei, richtete es auf den Korb und gab es mir lachend. Es war der Kopf des armen Best, der dort zu sehen war. Seine geflossenen Augen waren durch das Glas deutlich sichtbar und selbst das Beichen auf seiner Stirn — in rother Tinte oder Blut.

„Seine Zauberei nötig dazu!“ sagte der Mann, und das waren seine einzigen Worte, deren Deutung er mir überließ.

Der Anblick erfüllte mich mit einem glühenden Verlangen nach dem Blute des Wang; ich schwur mir zu, daß ich den Kopf des armen Best, der dort zu sehen war, mit der Winde zu zerschneiden sollte, daß ich den zehnfachen Muth. Sie waren Idioten, daß sie mein Kleid nicht unterzucht, mir nicht den Revolver abgenommen hatten.

Eine Bewegung in der Richtung des Schlafzimmers des Wang brachte mich wieder zu mir. Die Thür wurde geöffnet, und ich sah ein Platten von Wachen und die Rücken zweier meiner roten Wächter, welche am Boden kauerten. Was gesagt wurde, konnte ich nicht hören, doch eine feste, laute Stimme, welche die des „himmlischen Königs“ selbst sein mußte, überlante plötzlich die andere.

„Bringt ihn herein.“ schrie er, „bringt ihn herein.“

Sie schleiften mich herein, zwei an jedem Arm, als ob sie auf einen Kampf gefaßt wären und wunderten sich, daß ich mich nicht widerlegte.

Der Wang lag mit seinem gelben Nachgewand bekleidet und lag auf einem Haufen schwarzer, seibener Matten auf der prächtigen Bettstube, die ich jemals gesehen habe. Sie war von vier gemalten Eisenbeinern getragen, welche mit scharlachrothen, an einer Seite zurückgezogenen seidenen Gardinen behängt waren. Der Wang sah aus, als hätte er einen vergnüglichen Abend gehabt, roth im Gesicht, fett, reizbar, kurz, eher alles Andere, als ein künftliches Exemplar nach der Gicht des Konfuzius; trotz alledem lag scharfe Intelligenz in seinem Blick.

„Ho,“ rief er, „als ich unanig auf den Fußboden gemworfen wurde, wo ich distret verharrete. Ho, ho, ein Würm wünscht dem Drachen langes Leben zu geben.“

Ein schlammiger Tropfen deut, dem Meere nügen zu können. Best ihn auf. Laßt ihn mich mit einem einzigen Blick verengen, den verlorenen Sohn einer nährlichen Mutter!

Die Sprache des fetten Unthiers war deutlich genug. Ich war auf den Füßen und blühte ihn herausfordernd an, bevor man Zeit hatte, mich in die Höhe zu ziehen. Wenn er in solcher Laune und von solchem Temperament war, so wollte ich nicht länger friedlich. Wir tauschen flammende Blicke aus, der Würm und der Drache. Der Wang legte sich langsam aufrecht und seine Wangen blähten sich allmählich bis unter die Augen auf. Dann verzog ein grausames Lächeln seinen Mund.

„Du hast mir etwas Wichtiges zu sagen,“ sprach er, und diesmal lag kein Donner in seiner Stimme.

„Etwas Wichtigeres und Wahreres, als die weisesten Wahrheiten der heiligen Bücher,“ sagte ich, und fühlte, daß ich das Ungelüme jetzt in der Gewalt hatte. Es ist wunderbar, welchen Einblick in den Charakter eines Menschen man durch wenige Worte aus seinem Munde gewinnen kann. Ich wußte so genau, als ob er es mir gesagt hätte, daß der große Wang von Mißtrauen und Furcht verzehrt wurde, und daß er alle goldenen und silbernen Schätze seines Palastes gegeben hätte für Nachrichten, welche ihn eines Sieges über den alten Burggraven, unsere Feldherren, vor den Thoren der Stadt versichert hätten.

„Sprich!“ sagte der fette Wang. „Und sprich langsam, damit ich dich verhehe.“

Ich antwortete ihm mit einem Sprichwort, indem ich bedeutungsvoll nach den Wachen blickte.

„Die Weisheit selbst hat nur zwei Ohren, Sohn des Himmels, und der jugende Vogel thut besser zu singen, denn als eine Ente zu quaden, selbst wenn er zu quaden gelernt hat.“

Der echte Orientale liebt ein Sprichwort über Alles, ob er nun seine Bedeutung ganz verstehen kann oder nicht. Der Wang erkannte jedoch die Bedeutung, die ich dem Sprichwort beilegte. Es war ein Text. Es überzeugte ihn auch wahrheitlich, daß ich mehr Orientale, als Europäer sei, obgleich sein Scharfsinn den letzteren in mir entdeckte hatte.

Er winkte mit der Hand, und hinaus krochen die Wachen. Doch bevor der letzte hinaus war, rief der Wang einen von ihnen zurück.

„Reize ihn, was die Fliegen auf dem Hofe des Palastes freffen!“ sagte er.

Ich wurde an der Schulter berührt, an das Fenster

geführt, welches geöffnet wurde, und wieder zeigte man mir den Kopf des armen Best.

„Es ist der englische Teufel. Er kam als Spion herüber und starb denselben Tag,“ sagte der Mann.

Ich beschwerte meine Augen mit den Händen und blickte hinaus. Und gerade in diesem Moment flüchtete mir eine Eingebung die Möglichkeit einer Rettung zu. Auf dem Hofe befanden sich nur zwei oder drei Mäus, der Wind war stark, und der große Drache zerteilte noch an seinem Seil. Die Entfernung vom Fenster bis zum Boden betrug nicht mehr als 10 Fuß — und ein Schwert in goldener Scheide lag auf einem Divan in der Nähe des Fensters.

„Die Thaten des Königs sind immer gut,“ murmelte ich und verhierte mit meinem Munde noch einmal den Fußboden im Zimmer des fetten Wang.

„Geh,“ sagte er. Ich hörte das Schürzen pantoffelbelasteter Füße, und ich war mit ihm allein.

Es war keine Zeit für weiteres Geschwätz. Ein silberner Niesel befand sich an der Thür.

„Seine himmlische Majestät wird entschuldigen,“ sagte ich unwillkürlich, als ich den Niesel vorschob. Dann, bevor der fette Wang seiner Verblüffung über meine Unverschämtheit Ausdruck verleihen konnte, that mein Revolver seine Schuldigkeit. Ein Schuß in die Stirn, ich sah die Kugel den Knochen durchbohren, ein zweiter in seine rechte Nase, dann stürzte ich nach dem Schwert, sprang in den Hof hinunter und säbelte, bevor Jemand hinter mir her war, an dem Drachenseil. Es war kein anderer Ausweg, ich mußte mich von dem Drachen über den Palast hinwegtragen lassen.

Das Geschrei aus dem Fenster des Palastes drängte mich zur Eile. Ich sah zwei rothe Gestalten auf dem Fensterbalken. Einer der Männer, welche sich in der Nähe des armen Best aufhielten, kam auf mich zugerannt. Ich hielt inne, um ihn zu erlegen. Dann hörte ich das dumpfe Aufschlagen eines Körpers. Eine der Wachen hatte den Sprung von oben gewagt. Doch in demselben Augenblick war das Seil durchschritten, und es hoch oben umfahrend, wurde ich schnell emporgehoben und das Dach des Palastes lag unter mir.

Es war ein Glück für mich, daß der große Drache mich so zu tragen vermochte, doch bald hatte ich neue Qual zu erdulden. Wie leicht begreiflich ist, segelte der Drache, mit meinem Gewicht beschwert, trotz der großen Seidenfläche mit Rippenwerk aus Bambus nicht mit vollkommener Leichtigkeit. Auch der Wind war nicht stetig, und — großer Himmel, was ich bei dem Gedanken

